

Zeitschrift: Die Glocken von Mariastein
Band: 78 (2001)
Heft: [1]

Artikel: Wie die Farben des Regenbogens. : Grosse christliche Traditionen. 12, Rom und kein Ende
Autor: Karrer, Kilian
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1030554>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wie die Farben des Regenbogens Grosse christliche Traditionen

12. Rom und kein Ende

P. Kilian Karrer

Wir haben diese Reihe über die grossen christlichen Traditionen mit einem Blick auf das geistige Zentrum aller Christen, Jerusalem, begonnen. Nun wollen wir diese Reihe mit einem Blick auf jenes religiöse Zentrum beenden, das für viele das felsenfeste Fundament ihres Glaubens symbolisiert, für andere hingegen ein Stolperstein auf dem echten Weg der Nachfolge Christi bedeutet: Rom.

Denn dieses Rom hat es in sich. Keine andere christliche Kapitale ist so mit positiven und negativen Bedeutungen beladen, kein anderer Begriff ist so ideologisch missbraucht worden. Für den unvoreingenommenen Leser genügt ein Blick auf die Berichterstattung in den Medien. Kirchliche Ereignisse, die sich nicht irgendwie mit «Rom» in Verbindung bringen lassen, erscheinen kaum in der internationalen Presse. Gerade auch ökumenische Ereignisse haben einen ungleich höheren Stellenwert, wenn «Rom» irgendwie dabei ist. Ein beredtes Zeugnis ist auch, dass sich das Interesse bei Gesprächen zwischen politischen und kirchlichen Persönlichkeiten im Heiligen Land auf die Vertreter «Roms» konzentriert, die Führer oder Vertreter der anderen christlichen Kirchen nicht so wichtig sind!

Diese Bedeutung kommt Rom sicher zuerst aus der Geschichte und politischen Bedeutung als Hauptstadt des römischen Kaiserreichs zu. Die christliche Gemeinde Roms wuchs eigentlich fast automatisch in dieses römische Selbstbewusstsein als Zentrum der ganzen damals zivilisierten Welt hinein und akzentuierte ihre Bedeutung später immer wieder unter Hinweis auf die beiden Gräber der Apostelfürsten Petrus und Paulus. Rom

wurde so zum Synonym der politischen und kirchlichen Führerrolle und Vorherrschaft. Konstantinopel, ab 330 die neue Kaiserresidenz und Hauptstadt des Reiches, nannte sich «das zweite Rom». Nach der Eroberung Konstantinopels durch die Türken 1453 übernahm Iwan III. der Grosse die Staatsidee, die Symbole sowie die kirchlichen und religiösen Ansprüche von Rom und Konstantinopel. Der Mythos von Moskau als dem «dritten Rom» und Hort der Rechtgläubigkeit begründete das Sendungsbewusstsein des russischen Volkes und seines Herrschers. Auch das Heilige Römische Reich deutscher Nation nahm Rom als Vorbild.

Der Kirche von Rom mit ihrem Bischof kam auf Grund der dem Petrus innerhalb des Apostelkollegiums gegebenen besonderen Verantwortung schon seit der christlichen Frühzeit eine besondere Autorität zu. Ignatios von Antiochia (gestorben um 120) nannte sie «Vorsteherin in der Liebe». Für die anderen Kirchen war Rom Vorbild und Kriterium des Glaubens.

Die Auffassungen und die Praxis der Ausübung dieses Petrusamtes haben sich dann aber kontinuierlich verändert und auseinanderentwickelt. Und so erstaunt es nicht, dass gerade an Rom sich immer wieder die Geister schieben. Und keine anderen Zerwürfnisse unter den Christen sind in der Öffentlichkeit so präsent und spürbar wie die mit Rom oder wegen Rom. Das bestätigt eigentlich nur die zentrale Bedeutung des Petrusamtes und nimmt Rom wieder besonders in die Pflicht!

Katholisch ohne Rom – die altkatholische Kirchengemeinschaft

Einige Zerwürfnisse mit Rom sind in den bisherigen Beiträgen bereits angeklungen. Immer vermischten sich dabei aber ganz unterschiedliche Gründe. Die einzige Spaltung, die ausschliesslich auf unterschiedliche Auffassungen des Petrusamtes zurückzuführen ist, ist die der Altkatholiken nach dem I. Vatikanischen Konzil.

Zuerst muss festgestellt werden, dass im 16. Jahrhundert durch die Reformation und das Konzil von Trient die Situation der römisch-katholischen Kirche sich radikal änderte. Der Papst und die römische Kurie erhielten für Jahrhunderte eine alles bestimmende Rolle zugewiesen: Der Papst berief das Konzil. Die



Geevarghese Mar Divannasios (Mitte), Bischof der syro-malankarischen Kirche in Soutan-Bathery (Kerala/Südindien), die mit Rom uniert ist. Bischof Divannasios war schon mehrmals zu Gast in Mariastein.

Reformdekrete wurden mit dem Vorbehalt päpstlicher Zustimmung erlassen. Die vom Konzil nicht erledigten Vorhaben wurden dem Papst zur Ausführung überlassen: z.B. der neue Katechismus, das Messbuch, das Brevier und die neue Ausgabe der Vulgata. Fast unmerklich entstand so ein kirchlicher Zentralismus, in dem fortan auch liturgische und kirchenrechtliche Fragen bis ins kleinste Detail von Rom aus geregelt wurden.

Dabei wies die Entwicklung nach Trient eine gewisse Einseitigkeit und Lücken auf, die mit der Zeit sicher irgendwie auf eine Lösung drängen mussten. Gegenüber allen diesen späteren Reformströmen verfiel Rom in eine Abwehrhaltung, die in einem neuen Konzil gipfeln sollte, das schützende Dämme gegen glaubensgefährdende und -zerstörende Ideologien aufrichten sollte.

Bereits vor dem Konzil entstand der Eindruck, dass es vor allem um die Stärkung der Autorität Roms durch die Proklamation der päpstlichen Unfehlbarkeit ginge, und die Fronten innerhalb des Kirchenvolkes verschärften sich dramatisch. Man machte bereits auf Panik, bevor das Konzil überhaupt stattfand. Auf dem Konzil selber wurde zuerst die Frage des Verhältnisses zwischen Vernunft und Glauben behandelt. Dann sollte die Lehre über die Kirche behandelt werden. Aber eine Petition zahlreicher Konzilsteilnehmer verlangte vom Papst die Aufnahme der Definition der päpstlichen Unfehlbarkeit auf die Traktandenliste. Papst Pius IX. entsprach diesem Wunsch. Obwohl diese in den Kontext des Schemas über die Kirche gehörte, wurde sie zusammen mit anderen Vorrechten des Bischofs von Rom als eigenes Schema vor dem Kirchenschema behandelt und auch tatsächlich definiert. Eine Minderheit von Bischöfen blieb der entscheidenden Sitzung fern oder hatte Rom bereits verlassen. Das Konzil selber kam nicht mehr dazu, die restlichen traktandierten Schemata zu behandeln. Der Ausbruch des deutsch-französischen Krieges (19. Juli 1870) und die Besetzung Roms durch die Truppen Garibaldis (20. September 1870) führte zum vorzeitigen und endgültigen Abbruch.

Die bereits vor dem Konzil gegen die Unfehlbarkeit und für eine zeitgemäße Kirche wirkenden Katholiken sahen sich nun vor ein Dilemma gestellt: Rom setzte die dogmatischen Definitionen ohne Rücksicht auf die doch beachtliche oppositionelle Minderheit durch und forderte bedingungslose Unterwerfung. Die Bischöfe hatten vorher beschwichtigt und eine solche Definition als unmöglich bezeichnet und ausgeschlossen, jetzt mussten sie diese Lehre ex officio propagieren. Führende Intellektuelle, darunter auch Ignaz Döllinger, hatten das Konzil und alles Römisch-Romanische systematisch diffamiert und ein starkes Misstrauen gegen die kirchliche Hierarchie geschürt. Teile des Kirchenvolkes waren der Kirche schon länger entfremdet. Aus dieser Opposition heraus sammelten sich diejenigen, die die dogmatischen Beschlüsse des Konzils nicht annehmen konnten oder wollten, in einer Protestbewegung, die sich aber nur in Deutschland, Österreich und der Schweiz, zum Teil mit erheblicher staatlicher Unterstützung, zu lebensfähigen kirchlichen Gemeinschaften entwickelte. Zwar dachte am Anfang noch niemand an eine Abspaltung von Rom. Ignaz Döllinger warnte auch später immer wieder davor und vollzog den letzten Schritt ins Schisma selber nicht. Hehres Ziel war die Bewahrung der wahren, ursprünglichen Katholizität gegen die päpstlichen Neuerungen und Verfälschungen der Kirche. Erst mit der Bezeichnung des Papstes als Häretiker, als «Verwüster und Verderber der Kirche» und der Organisation einer selbstständigen Seelsorge wurde ein Punkt erreicht, an dem eine eigene Kirchengründung unumgänglich wurde, die sich ganz bewusst von Rom absetzte. 1889 schlossen sich die altkatholischen Bischöfe Hollands, Deutschlands und der Schweiz in Utrecht zur «Internationalen Altkatholischen Bischofskonferenz» zusammen. Neben gegenseitiger Information über das kirchliche Leben in den Mitgliedskirchen dient der Zusammenschluss einer gemeinsamen Haltung nach aussen, vor allem gegenüber anderen Kirchen. Trotz der Union sind die einzelnen Mitgliedskirchen eigenständig geblieben.

Orientalisch/byzantinisch mit Rom – die Unierten Ostkirchen

Den entgegengesetzten Weg zu den Altkatholiken gingen jene ostkirchlichen Gruppierungen, die seit dem 16. Jahrhundert wieder mit Rom in volle kirchliche Gemeinschaft traten. Wie wir bereits gesehen haben, haben sich verschiedene christlichen Kirchen aus theologischen, kulturellen und politischen Gründen ab dem 4. Jahrhundert gegenseitig die Gemeinschaft aufgekündigt. Rom wurde dadurch vom Lebensatem des östlichen Christentums abgetrennt. Zwar gab es in Süditalien immer eine mit Rom verbundene Glaubensgemeinschaft des byzantinischen Ritus. Und auch die Maroniten, eine Glaubensgemeinschaft syrischer Prägung aus dem Libanon, stand spätestens seit den Kreuzzügen wieder in ununterbrochener Gemeinschaft mit Rom.



Altar in einer syro-malankarischen Kirche in Kerala/Südindien vor einem modernen, europäisch beeinflussten Wandbild.

Aber sie allein konnten den Verlust der Gemeinschaft mit dem christlichen Osten nicht kompensieren.

Die Trennung wurde aber auch auf Seiten der orientalischen und byzantinischen Kirchen als Verlust und Wunde empfunden. Deshalb kam es auch immer wieder zu Versöhnungsversuchen. Sie scheiterten regelmässig. Bis heute ist noch keine vollständige Aussöhnung Roms mit einer der östlichen Kirche zustande gekommen. Im Verlaufe der Neuzeit kam es nur zu noch grösserer Aufspaltung und Zerrissenheit. Denn von jeder Kirche orientalischer oder byzantinischer Tradition gibt es heute eine mit Rom verbundene Gemeinschaft, die sogenannten Unierten Ostkirchen. Das sind aber nur Teilunionen, neue Trennungen, die tragischerweise um des Gutes der Gemeinschaft mit Rom willen die Verbindung zu ihrer eigenen Mutterkirche aufgeben mussten. Manchmal fielen sie so zwischen Stuhl und Bank, da Rom sie zu oft nur als halbe Katholiken betrachtete und die Orthodoxen sie als Verräter und Schismatiker ablehnten.

Eigentlich wollten jene Ostkirchen, die durch geschichtliche Umstände in besonders enge Beziehung zur abendländischen Christenheit traten, bei der Wiederherstellung der Gemeinschaft mit Rom erstens ihre eigene ostkirchliche Identität bewahren, zweitens die sakramentale Gemeinschaft mit den übrigen Ostkirchen beibehalten und drittens volle Gemeinschaft mit den Katholiken haben, mit denen sie so nahe zusammenlebten. Natürlich ging es oft auch um die Sicherung des Bestandes der katholischen Herrscher in einer Situation der Bedrängnis, sei es im Nahen Osten inmitten einer ihnen feindlich gewordenen Umwelt, die vom Islam beherrscht wurde, sei es in Osteuropa (Polen-Litauen, Siebenbürgen), wo der Protestantismus zum Teil zu einer ernstesten Bedrohung von Katholiken und Orthodoxen geworden war, oder wo der orthodoxe Bevölkerungsteil krass benachteiligt wurde.

Aber die Zeit war ihrem Anliegen nicht günstig gesinnt. War bis ins 15. Jahrhundert hinein das Bewusstsein im Abendland noch vorhan-

den, dass die Ostkirchen mit ihren Patriarchaten bei einer Wiedervereinigung einen anderen Bezug zum Bischof von Rom haben müssen als die Christen im Abendland, für die der Bischof von Rom nicht nur als Papst, sondern auch als Patriarch verantwortlich ist, so ging dieses Bewusstsein, wie wir oben bereits gesehen haben, im Gefolge des Konzils von Trient verloren. Als jetzt bestimmte Ostkirchen um Sakramentengemeinschaft mit den Katholiken nachsuchten und die Zustimmung des Papstes zur Beendigung des Schismas zwischen ihnen und dem abendländischen Patriarchat erbat, dachte Rom zugleich an die Eingliederung der betreffenden östlichen Bistümer in die römische Kirchenstruktur. Auch die Beibehaltung der sakramentalen Gemeinschaft mit den übrigen Ostkirchen hat Rom, mit Ausnahmen, kategorisch ausgeschlossen. Enttäuscht über das Unverständnis Roms ihnen gegenüber verzichtete ein beachtlicher Teil der Antragsteller auf die Gemeinschaft mit Rom. Da der andere Teil auf die römischen Bedingungen einging, wurde nur die Trennung zwischen mit Rom verbundenen und von Rom getrennten Christen in die betreffenden Ostkirchen selber hineingetragen, das Schisma also nicht wirklich gelöst!

Alle Unionen mit Rom haben am Schluss das gleiche Ergebnis gezeitigt: Abspaltung einer mit Rom verbundenen Ostkirche von ihrer weiterhin von Rom getrennt lebenden Mutterkirche. Nicht ganz zu Unrecht wird manchmal vom «Problem der Unierten» gesprochen. Interessanterweise ist dieses Problem im ökumenischen Dialog zwischen Rom und der Orthodoxen Kirche erst nach dem Zusammenbruch des kommunistischen Osteuropas wirklich entscheidend geworden, obwohl die Unierten Ostkirchen im Nahen Osten die ganze Zeit offen existierten.

Die Unierten Ostkirchen, die im Ostblock massiv unterdrückt und zum Teil der orthodoxen Landeskirche zwangseingegliedert wurden, also scheinbar nicht mehr existierten, sind nach dem Fall der kommunistischen Herrschaft in beeindruckender, für die Orthodoxen sicher in beängstigender Weise wieder-

erstanden. Für ihre Treue zu Rom haben die Unierten einen hohen Blutzoll entrichten müssen. Und doch waren sie nicht unterzuzukriegten. Mit einem Schlag formierten sich nun diese Kirchen wieder mit einer voll funktionierenden Struktur. Viele Geistliche und Gläubige kehrten auch aus der orthodoxen wieder in die unierten Kirchen zurück. Durch diese neue Situation in Osteuropa, dem zahlenmässigen Schwerpunkt der Orthodoxen Kirche, wurde der ökumenische Dialog beeinträchtigt. Der Vorwurf, dass Rom aktiv orthodoxe Gläubige abwerbe, wurde von da an mit

neuer Vehemenz erhoben und will nicht mehr verstummen. Auch wenn Rom heute offiziell zugibt, dass die oben beschriebenen Teilunionen nicht zum Ziel der Wiedervereinigung von Ost- und Westkirche geführt haben und kein Vorbild mehr für die Wiedervereinigung sein können, scheint auf orthodoxer Seite die Bereitschaft, sich mit Rom einzulassen, geringer denn je. Ist das wirklich nur heilige Enttäuschung?

*

Am Schluss dieser Reihe über grosse christliche Traditionen möchte ich frei nach einer Aussage Ignaz Döllingers zusammenfassend Folgendes festhalten: Die Folge der Kirchentrennungen ist gewesen, dass zwischen den verschiedenen Kirchen ein feindliches Verhältnis sich gebildet hat, welches keiner von ihnen gestattete, an den Gütern und Errungenschaften der anderen offen Teil zu nehmen und wirksame Anregungen von ihnen zu empfangen. Die katholische Kirche ist ihre eigenen Wege gegangen, nicht immer gerade gute Wege. Die anderen Kirchen sind ebenfalls ihre eigenen Wege gegangen; und wohin diese geführt haben, wie stark man auch dort die nachteiligen Folgen der gänzlichen Trennung empfindet, ist bekannt. Je mehr man sein Zelt fern von dem grossen alten Gebäude aufschlägt, desto weniger bleibt einem irgendeine Einwirkung auf die grosse Kirche, die immer die grosse bleiben wird, auch wenn immer wieder Trennungen vorgekommen sind.



Schutzmantelmadonna mit Bischöfen, die byzantinische Gewänder tragen. Das Bild stammt wahrscheinlich aus der k.u.k. Donaumonarchie des 17./18. Jahrhunderts und steht im Konventgang des Klosters Mariastein.

Gebetsanliegen Januar 2001

Für die Weltkirche: Dass alle Christen die von Christus gewollte Einheit suchen, um die Evangelisierung der jungen Generation zu fördern.

Für die Kirche in der Schweiz: Dass Erziehung und Ausbildung die Menschen zu Toleranz befähigen.